

II.

Zuversicht ist ...
sich verwurzeln

Alexis

Mit einem lauten Schwupp gehen die Bustüren zu. »Warte mal eben«, sage ich zu meinem Bruder, überquere den Bürgersteig und stelle mich an die Hauswand. Das ist jetzt wirklich gerade passiert, denke ich. Der Busfahrer hat mich allen Ernstes aus dem Bus geworfen.

Es ist das Jahr 2000. Ich wohne in Ingolstadt. Meine Adresse lautet Am Bachl 22 1/2, auch wenn mir das daheim keiner glaubt. Es ist BSE-Krise. Außer in Bayern. In den Schaufenstern der Ingolstädter Metzgereien proklamieren Plakate: »BSE? Nicht bei uns!« Ja nee, is' klar. Ich pausiere die Uni und mache ein Praktikum in der Kommunikationsabteilung von *Audi*. Ich habe einen Freund in Stuttgart (Praktikum bei *Daimler*) und mein erstes Handy. Es ist Feierabend. Ich fahre gerade mit dem Bus nach Hause, als mein Handy klingelt. Ich gehe ran, einigermaßen leise natürlich. Weitere Konventionen zum mobilen Telefonieren gibt es noch nicht, und die Zeit, in der sich kaum noch jemand um solche schert, ist noch nicht angebrochen. Soeben habe ich meinen Bruder begrüßt, da geht der Busfahrer in die Eisen, brüllt durchs Mikrofon: »Hier drin wird nicht telefoniert!«, öffnet die Tür und verweist mich auf offener Strecke des Busses. Ich kann weder auflegen noch argumentieren noch protestieren, so schnell geht alles. Ene, mene, muh und auf der Straße stehst du.

Vielleicht habe ich ein Handyverbotsschild übersehen oder ich war doch zu laut. So oder so, ich passte wohl nicht in das Schema des Busfahrers, und wenn ich mich sehr, sehr fest anstrengte, kann ich nachvollziehen, dass die von mir provozierte Systemstörung für den Busfahrer so gewaltig war, dass er mich aus seinem System entfernen musste. Ich lache die Episode weg, während ich mit dem Handy und meinem Bruder am Ohr nach Hause laufe (wenn auch mit

wackeligen Knien), und nehme mir vor, in Zukunft einfach nicht mehr in Bussen zu telefonieren. Was aber machst du, wenn du abgelehnt und ausgegrenzt wirst, obwohl du gar nichts falsch machst? Weil du einfach nur bist? Was macht das mit dem Selbstwertgefühl, dem Selbstvertrauen? Um dem auf die Spur zu kommen, spreche ich mit einer Frau, die ihre Heimat verließ, um nach neuen Perspektiven zu suchen, und Hass und Hetze fand. Mit ihrer Landung am Frankfurter Flughafen verwandelte sie sich für verschiedene Menschen in eine wandelnde Provokation, reduzieren manche sie auf ihr Aussehen, auf die Farbe ihrer Haut, ihrer Haare, ihrer Augen. Nur weil Alexis nicht weiß ist, sind Alltagsdinge wie Bahnfahren oder Einkaufen für sie angstbehaftet. Ob sie ehrenamtlich Spenden sammelt oder das größte Herz der Welt hat, interessiert die Rassisten nicht. Was sie sehen, ist einzig die Alarmfarbe: Schwarz. Ich möchte in dieses unlogische Durcheinander eintauchen, möchte verstehen, wie es Alexis gelingt, sich von der negativen Energie um sich herum nicht anstecken und vor allem nicht definieren zu lassen. Ich bereite mich auf einiges an Dunkelheit vor. Und finde unglaublich helles Licht.

Wie also würdest du dich fühlen, wenn eine Supermarktmitarbeiterin dich mitten im Laden mit Desinfektionsspray besprüht? Alexis lebt seit 2008 in Deutschland. Ohne nachzudenken, fallen ihr zig Situationen ein, in denen sie seither beleidigt, beschimpft, herabgesetzt und entwürdigt wurde. Die Demütigung im Supermarkt widerfuhr ihr während der westafrikanischen Ebola-Epidemie, von der wir 2015 und 2016 in den Nachrichten hörten. Sogar die Geldscheine, mit denen Alexis an der Kasse bezahlte, sprühte die Mitarbeiterin mit *Sagrotan* ein. In aller Seelenruhe, während die anderen Kunden stumm zuschauten. (Ja, es haben sich wahrlich schon viele Menschen über einen Zwanziger mit Ebola infiziert. Ironie off.) Alexis packte ihre Einkäufe ein, steckte das Wechselgeld weg und entschied, dass sie nicht

zulassen durfte, dass die Verkäuferin gewann. Sie holte tief Luft, drehte sich zu ihr um und sagte: »Es tut mir leid, dass Sie so wenig von der Welt mitbekommen, sonst würden Sie so etwas nicht machen.« Was für ein starker Abgang, was für eine Wendung! Komm, reisen wir dorthin, wo Alexis' Widerstandskraft wurzelt. Reisen wir nach Togo, wo Alexis 1986 in der Hauptstadt Lomé geboren wurde. Wo sie mit dem Satz aufwuchs: »In unserer Familie geben wir nicht auf.«

Nicht aufgeben, das musste Alexis früh lernen. Sie war sechs, als sie mit ihren Eltern und vier Geschwistern vor dem Bürgerkrieg floh. Rings um ihr Elternhaus, das nahe einer Militärbasis lag, tobten Gefechte, es wurde geschossen und gestorben. Zuerst kam die Familie bei der Großmutter unter, dann organisierte die Großmutter ein Auto, in das sich alle hineinquetschten und mit dem sie in das Nachbarland Benin fuhren. »Wir Kinder mussten auf der Fahrt die Augen zumachen«, erzählt Alexis. Zu schlimm war das, was sich vor den Autoscheiben abspielte. »Nicht nach hinten schauen«, murmelten die Erwachsenen. Dieser Satz wurde zu einem Familienmantra. Zwei Jahre blieb die Familie in Benin. Dort waren sie die Fremden, wurden diskriminiert. Aber sie machten weiter. »Wir schauten nicht zurück«, sagt Alexis. Und so hält sie es noch heute. Anders kann ich mir nicht erklären, dass sie Deutschland inzwischen ihre Heimat nennt, trotz allem, was ihr widerfuhr, seit sie 2008 nach Markkleeberg bei Leipzig zog.

Ob es heute noch so ist, weiß ich nicht, aber damals im Togo warben Au-pair-Agenturen Studierende an der Uni an. Da Alexis Deutsch studierte, gefiel ihr die Idee, die deutsche Lebensart und Kultur während eines einjährigen Gastaufenthalts kennenzulernen. Alexis begann, einen Berg zu besteigen, den sie sich eigentlich noch nicht einmal zu betreten traute. »Ich glaube, ich wollte meinen Freundinnen beweisen, was in mir steckt«, erinnert sie sich. Sie biss sich durch alle Bewerbungsschritte, sparte ihr Taschengeld für

das Visum und behielt ihren Plan für sich. »Meine Mutter hätte es nie erlaubt, dass ich nach Deutschland reise.« Erst drei Tage vor ihrem Abflug weihte sie ihre Familie ein. »Meine Oma wurde sofort krank, als sie erfuhr, dass ich für ein Jahr von zuhause weggehe.« Die Eltern fielen wie erwartet aus allen Wolken, platzten aber vor Stolz auf ihre Tochter. Schnell wurde noch neue Garderobe gekauft, dann ging es schon los. Für Nachdenken blieb keine Zeit, zum Glück, sonst hätte Alexis es sich vielleicht noch einmal anders überlegt. Am Flughafen drehte sie sich nicht um. Sicherheitshalber. Der Abschied hätte sonst zu weh getan.

Die ersten drei Monate in Deutschland waren die schlimmsten, und wahrscheinlich ist es sinnlos, nach dem Warum zu fragen, hatten die Gasteltern doch bewusst eine junge Frau aus Togo ausgewählt. Schon kurz nach dem Einzug bei der Familie begannen die Quälereien. Dass der zweijährige Sohn, auf den Alexis aufpasste, an ihren Armen leckte und »Schokolade, Schokolade« und »Cola, Cola« rief, war noch das geringste Übel. Die Gastmutter verbot Alexis, sich ihre schönen langen Afrohaare zu waschen, das verbrauchte zu viel Wasser. Sie habe ihre Haare abzuschneiden oder könne in einem See baden. Immer wieder überprüfte sie, wenn sie von der Arbeit nach Hause kam, ob Alexis' Handtuch feucht war, und untersuchte den Duschabfluss auf lange dunkle Haare. Alexis versuchte nach Möglichkeit, tagsüber zu duschen, wenn ihre Gasteltern auf der Arbeit waren, und das Handtuch rechtzeitig vor deren Heimkehr auf dem Balkon zu trocknen. In ihrer Not schrieb sie der Au-pair-Agentur eine Mail (sie durfte einmal pro Woche ins Internet gehen), erklärte darin, dass man Afrohaare sowieso nicht ständig wasche, sie aber auch nicht einfach so kürzen könne. Und was tat die Agentur? Leitete ihre Mail an die Gastmutter weiter. Was die Drohungen auf ein neues Level hob. Als Alexis es nicht mehr aushielt, ging sie zu einem Friseursalon. Die Friseurin stürmte an die Tür, als sie Alexis kommen sah. »Sie

können hier nicht rein«, zischte sie durch die Scheibe. Rassentrennung im Jahr 2008, mitten in Deutschland. »Dann müssen Sie eben zu mir nach draußen kommen«, konterte Alexis. Darauf ließ die Friseurin sich ein und trat vor den Laden, aber nur, um Alexis verständlich zu machen, dass sie »solche Haare« nicht schneiden könne. Alexis rief ihre Zwillingsschwester in Togo an, ließ ihrem Schmerz freien Lauf. Viel Geld ging damals für Prepaidkarten drauf. »Ein Jahr ist nicht so lang, Schwesterherz. Manchmal muss man hart sein. Halte durch!«, redete diese ihr zu. Und das tat Alexis. Auch wenn der Berg, den sie in Deutschland bestieg, sich als viel, viel steiler entpuppte, als sie es sich jemals hatte vorstellen können. Auch wenn sie nachts kaum schlief. Sie teilte sich das Zimmer mit dem Jungen, was vielleicht ihr Glück war, sonst hätte ihre Gastmutter sich womöglich eines Nachts in das Zimmer geschlichen und Alexis die verhassten Haare abgeschnitten. Der Gastvater dagegen hatte ganz andere Ambitionen, machte Alexis Avancen, wenn seine Frau nicht zu Hause war. Es ist diese Stelle, an der ich die Luft am längsten anhalte, als Alexis mir davon berichtet. Ich weiß gar nicht, was ich zuerst fühlen soll. Wut natürlich, Ekel, und ich schäme mich dafür, dass meine Landsleute ein schutzloses Au-pair bei sich aufnehmen, nur um es zu demütigen. Ist ja auch ein praktisches Opfer, so ein Au-pair, ganz allein im fremden Land, ohne Freunde und Familie in der Nähe ... Die sexistische Komponente an Alexis' Erfahrungen schlägt dem Fass den Boden aus.

Du glaubst, das war nun endlich alles? Nun, wie wäre es mit rationiertem Essen, zwei Scheiben Graubrot und einem Teebeutel zu jeder Mahlzeit, morgens, mittags und abends, sieben Tage die Woche? Was ist das, wenn nicht Rassismus in Reinform? Zehn Kilo hatte Alexis mittlerweile abgenommen, als die Agentur der Gastmutter schrieb, man habe eine neue Gastfamilie für Alexis gefunden. Und nun kommt das dicke Ende: Obwohl es jetzt nur noch eine

Frage von Tagen war, bis Alexis zu ihren neuen Gastgebern nach Düsseldorf würde umziehen können, drängte die Gastmutter Alexis stärker denn je darauf, sich die Haare abzuschneiden. In einem Einkaufszentrum fand die völlig verstörte Alexis einen Salon, wo man sie einließ und bediente. Der Friseurin perlten die Tränen über die Wangen, als sie erfuhr, warum sie die Haarpracht herunternehmen sollte. Mit dem Rasiergerät auf zwei Millimeter. Keine einzige Nacht mehr wollte Alexis um ihre Haare und um ihre Sicherheit bangen. Keine einzige Nacht mehr konnte sie es ohne tiefen Schlaf aushalten. »Ah, endlich!«, rief die Gastmutter ihr sarkastisch vom Balkon entgegen, als Alexis mit geschorenem Kopf nach Hause kam. Es war dieser Moment, da Alexis entschied, dass nie wieder ein Au-pair unter dieser Familie leiden würde. Nie wieder würde diesen Leuten ein Opfer auf dem Silbertablett serviert werden. Dafür würde sie sorgen.

Und sie sorgte dafür. Nachdem sie ein paar Nächte durchgeschlafen, sich sattgegessen und zu ihren neuen Gasteltern in Düsseldorf Vertrauen gefasst hatte, erzählte sie ihnen alles. Dann öffnete sie sich einem Mitarbeiter der Ausländerbehörde und der Au-pair-Agentur. Trotz schrecklichen Heimwehs, trotz furchtbarer Angst. Mit jedem Erzählen durchlebte sie die Schmach erneut. Doch was sollte ihr jetzt noch passieren, fragte sie sich. Sie war ja bereits von ihrer Familie getrennt und hatte Heimweh, hatte bereits unsägliche Demütigung erfahren, da konnte sie auch alles riskieren. Mit Unterstützung ihrer liebevollen neuen Gastfamilie wurde Alexis so stark wie 1990, als sie im Alter von vier Jahren an Malaria erkrankt und halbseitig gelähmt gewesen war. Schritt für Schritt hatte sie wieder laufen gelernt und sich ihre Bewegungsfreiheit, ihr Leben, zurückkämpft. »Du musst laufen«, hatte ihre Zwillingsschwester ihr eingeschärft. Du musst laufen, Alexis, immer weiter, egal, was ist.

Alexis blieb in Deutschland. Nach ihrem Au-pair-Jahr boten ihr drei Universitäten einen Studienplatz an. Sie entschied sich für Köln, wechselte in die Erziehungswissenschaften, arbeitet heute für einen Träger der Jugendhilfe. »Ich kann nicht in der Vergangenheit leben«, sagt sie und meint damit die drei Monate in Sachsen, aber auch die vielen fremdenfeindlichen Erfahrungen seither. »Würde ich zurückblicken, dann würde ich in meiner Verletzlichkeit versinken. Ich wäre verbittert und hätte Deutschland längst verlassen.« Alexis hat gelernt, sich zu schützen und zu wehren, so wie kürzlich in der Straßenbahn, als ein Mann sie verbal angriff und auf sie zusteerte, während die anderen Fahrgäste gafften. »Stopp«, sagte sie laut, um Schlimmeres zu verhindern, woraufhin endlich ein Mitfahrer einschritt und Alexis an der nächsten Haltestelle nach draußen begleitete. In Behörden lässt sie nicht mehr zu, dass man sie schlecht behandelt. »Nur weil ein Mitarbeiter mit anderen Kunden negative Erfahrungen gemacht hat, darf er diese nicht auf mich projizieren. Es ist falsch, Menschen in einen Topf zu werfen.« Sie bemüht sich ihrerseits auch darum, zu differenzieren, obschon ich es gut verstände, wenn sie nach den Erniedrigungen durch die Gasteltern alle Deutschen in einen Sack stecken würde. Doch Alexis versucht, neugierig auf die Menschen zu bleiben und zu ergründen, wovor sie *eigentlich* Angst haben. Sicher nicht vor dieser 1,53 m großen Frau.

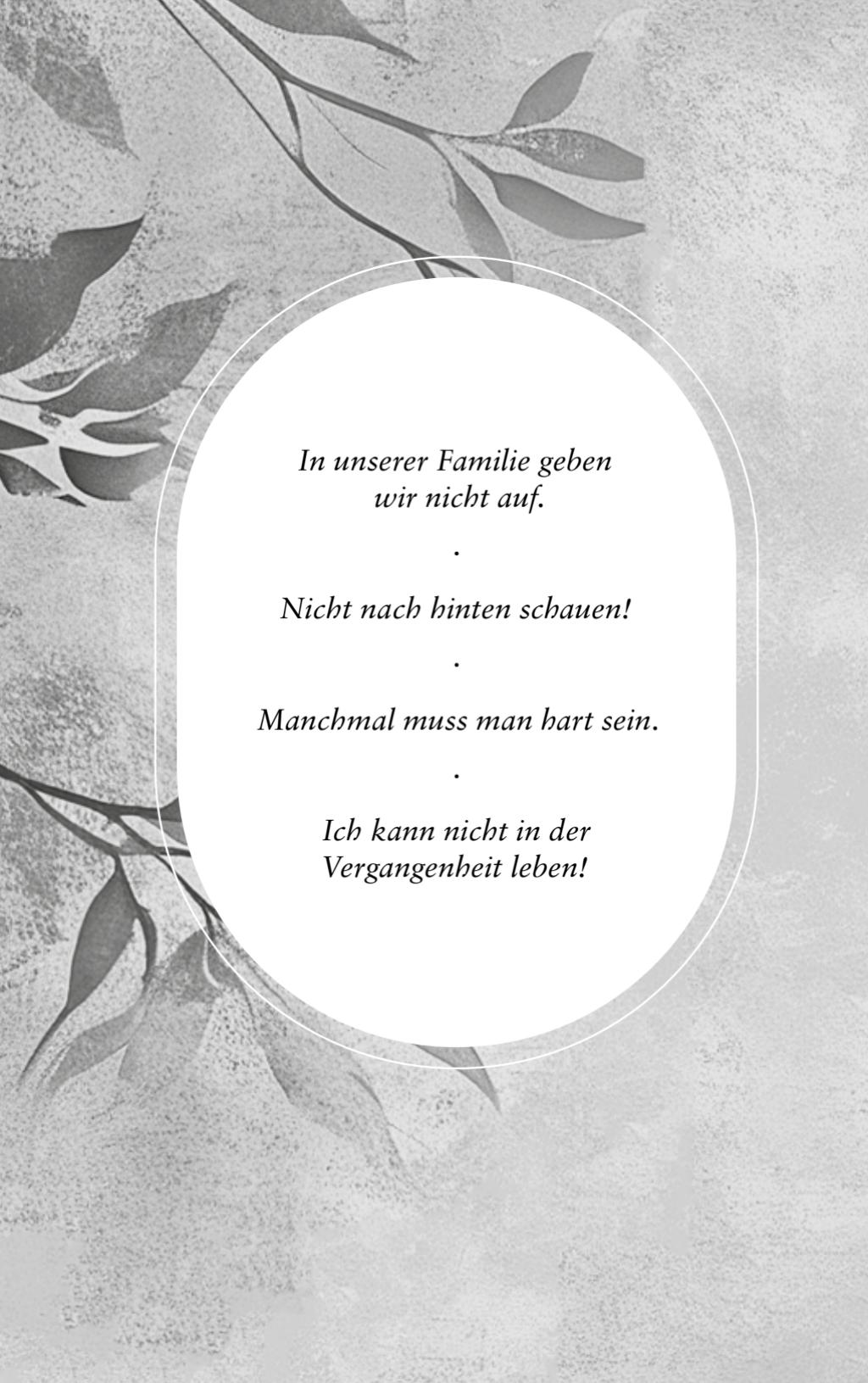
Manchmal aber gelingt es ihr nicht, sich zu wehren, so wie an dem Abend, als sie in Köln ausging und am Zülpicher Platz vor einem Club anstand. Sie und ihre Freundinnen scheuchte der Türsteher fort. »Bei euch Schwarzen sieht man den Stempel nicht auf eurer Haut«, höhnte er. Als Alexis' Freund sich für sie einsetzen wollte, schlug der Türsteher zu. Die Polizei kam zwar, aber nur, um Alexis und ihre Freundinnen nach Hause zu schicken. Trotzdem geht Alexis ihren Weg weiter, trainiert ihre Widerstandskraft, besucht Seminare zum Thema Rassismus und tauscht sich

mit anderen Betroffenen aus, auch weil die Anfeindungen wohl nie aufhören werden. »Die Leute brauchen einen Sünderbock«, glaubt Alexis. Sie sei das Ventil, das ihnen zufällig über den Weg laufe und die Schleusen der Wut öffne, sie sei der Abladeplatz für deren Probleme. »Das hat mit meiner Person nichts zu tun. Sie kennen mich ja gar nicht, daher können sie mich in meinem Inneren nicht verletzen.« Bei diesen Sätzen besteigt Alexis in meiner Vorstellung eine große Kugel aus Panzerglas, in der sie vor Kränkungen sicher ist. »Ich entscheide, wer oder was mich verletzen kann«, sagt Alexis und schaut mich fest an. Diese beeindruckende Frau, sie hat aus ihren Verletzungen wahrlich Erstaunliches hervorgebracht.

In der Jugendhilfe arbeitet Alexis mit Kindern und Jugendlichen an ihrem Zugang zu innerer Stärke und bereitet sie darauf vor, dass es überall Menschen gibt, die ihren Frust an vermeintlich Schwächeren auslassen wollen. Sie möchte, dass die Kinder und Jugendlichen lernen, sich selbst zu schützen. »Ich bringe den Kindern bei, Stopp zu sagen und für sich einzustehen. Dabei kommt es auf die richtige Haltung an, nämlich die, dass man das Recht hat, sich zu wehren.« Unrecht zu bemerken, reiche nicht. Gegen Unrecht aufzustehen und sich zu äußern, das sei entscheidend. Besonders inspiriert mich Alexis' Blickweise. Auch wenn sie immer wieder probiert, die Menschen, die sie angehen, zu verstehen, wendet sie den Blick lieber auf sich und arbeitet an Konzepten für ihren Selbstschutz und ihre Selbstfürsorge. Dabei hilft ihr, dass Freundinnen und Freunde sie bestärken und ihr das Gefühl geben, richtig zu sein, exakt so, wie sie ist. In ihren ersten Jahren in Deutschland hat sie sich oft gefragt, was sie falsch mache, was an ihr falsch sei. Diese Zeiten sind vorbei. Alexis ist sich sicher: Sie ist keine Zumutung für andere, im Gegenteil. Sie ist eine wertvolle Ressource. Alexis lacht: »Wenn die Menschen mich aburteilen, dann ist das Pech für sie, denn so verpassen sie

meine Kompetenzen!« Und davon hat sie jede Menge. Etwa die Bereitschaft, für andere eine Unterstützung zu sein. Obwohl sie alle Gründe der Welt hätte, mit ihrem Vertrauen sparsam zu sein, öffnet sie sich den Menschen, damit sie sie kennenlernen und vielleicht auch von sich erzählen. So entlarvt Alexis Vorurteile, macht sie quasi unmöglich. Dann treten wie zufällig Gemeinsamkeiten zutage, Gefühle, Gedanken oder Erlebnisse, die verbinden statt trennen. Und das empfinde ich als einen sensationellen Schachzug.

Danke, Alexis, dass du uns zeigst, dass es möglich ist, Vergangenes ruhen zu lassen und die Aufmerksamkeit und Energie auf die Zukunft zu richten, jeden Tag aufs Neue. Danke, dass du mit uns teilst, was deine Eltern dich gelehrt haben: niemals aufzugeben. Denn Wurzeln werden nicht bei Windstille stark, sondern im Sturm.



*In unserer Familie geben
wir nicht auf.*

Nicht nach hinten schauen!

Manchmal muss man hart sein.

*Ich kann nicht in der
Vergangenheit leben!*



*Ich entscheide, wer oder was
mich verletzten kann.*

*Die Menschen kennen
mich ja gar nicht, daher
können sie mich in meinem
Inneren nicht verletzen.*

*Ich habe das Recht,
mich zu wehren.*